

der ichler  
Adolf  
seiner  
auf ihn Tage

der, nicht von  
Adolf von

der, nicht  
Adolf, nicht  
Adolf, nicht  
Adolf, nicht

Adolf Eichmann

MEINE FLUCHT

- Bericht aus der Zelle in Jerusalem

World Exclusive  
in  
"The people", London

DECLASSIFIED AND RELEASED BY  
CENTRAL INTELLIGENCE AGENCY  
SOURCES METHODS EXEMPTION 3B2B  
NAZI WAR CRIMES DISCLOSURE ACT  
DATE 2000 2005

der, nicht  
Adolf, nicht  
Adolf, nicht  
Adolf, nicht

der, nicht  
Adolf, nicht  
Adolf, nicht  
Adolf, nicht

der, nicht

der, nicht

Aus seinem Verhängnis in Israel, wo er sich unter der Anklage des Mordes von fünf Millionen Juden befindet, erhält Adolf Eichmann die von Überraschungen strotzende Geschichte seiner Flucht vor den Alliierten, die bei Kriegsende auf ihn Jagd machten.

Der folgende Bericht schildert die Ereignisse, nicht von einem Publizisten geschrieben, sondern höchst ereignislich von

A d o l f   E i c h m a n n .

Mai 1945. Mein geliebtes Reich lag in Trümmern. Besiegt. Als ich am Ufer eines kleinen österreichischen Sees stand, da kam mir zu Bewußtsein, daß ich, der SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann nunmehr ein gehetztes Wild war, nicht besser dran als das Wild im Wald, den ich vor mir sah.

Meine Frau stand neben mir. Abschiednehmend nahm ich meine Frau in die Arme. Es galt sich zu trennen, für immer. Ich würde meine Familie wohl nie wieder sehen, - so glaubten wir. Meine Eltern konnten hier in der Sicherheit des Häuschens am Aussee in Teichl bleiben, im Chalet meines Onkels. Mir aber blieb kein anderer Weg als die Flucht.

Voller Ehrung, wie sie nur unter solchen Umständen denkbar ist, drückte ich meine drei Söhne an mich, einen nach dem anderen. Der kleinste von ihnen war nur drei Jahre alt. Nur drei Jahre, und ich sollte ihn jetzt zum letzten Mal sehen. Es fiel mir ein, daß das wertvollste Geschenk, das ein deutscher Vater seinem Sohne geben kann, die Disziplin ist.

Am Schluß des Monats

Ich stand da in meiner Fernuniform, eine Maschinenpistole und ein Revolver an den Hals, und legte meinen Jüngsten über die Wiege. Und gab ihm hinten drauf, ruhig und überlegt. Damit er sich hinter seine Ohren schreiben sollte, niemals zu rennen an das Ufer heranzukommen oder auf die rutschigen Uferböschungen zu klettern.

Als er schlief über, Gott sei Dank, er ist nie ins Wasser gefallen!

Ich beschriebte ihn los. Ich blickte nicht zurück, als ich bergaufwärts verschwand, wo ich meinen Schlupfwinkel und meine Sicherheit finden sollte. Ab und zu legte ich eine kleine

Die Verschnaufpause ein, nahm das Glas an die Augen und schaute hinunter auf das Häuschen, wo ich meiner Familie Lebewohl gesagt hatte. Aber schließlich war es meinem Blick entschwunden, und ich war allein, völlig allein.

Neben dem Alter sollte ich meine Angehörigen in Argentinien wiederssehen, aber das wußte ich damals noch nicht! Ich suchte mir einen Weg durch den Bergwald, allein mit Hühnern, Ganssen, Finken und Hasen. Sie waren mir alle vertraut seit den Tagen meiner Kindheit, die ich in den Bergen und Wäldern Oberösterreichs verbracht hatte.

Ich noch war ich nie ein begabter Jäger. Am Schießen und Jagen konnte ich keine Freude finden. Ich bin immer der Meinung gewesen, daß ein Mensch, der über sein Visier in die Augen eines Menschen sehen und ihn dann abschließen kann, kein Herz besitzt.

Auf einem Grunde habe ich während des Krieges auch Gott gefaßt, daß ich keinen Menschen zu töten gezwungen wurde.

Es waren Menschen, die schlecht zu meiner damaligen Situation waren, denn ich befand mich in der Lage des gejagten Wildes. Ich war der Bejagte, Vogelfrei, durch kein Gesetz geschützt.

Die nächsten paar Tage wanderte ich nach Norden. Gelegentlich nahm ich auch ein Fahrzeug mit. Die meiste verbrachte ich im Freien oder in Heuschuppen. Immer mußte ich auf der Hut sein, denn Patrouillen der Alliierten waren überall und die Gefahr, erwischt zu werden, war sehr groß.

Einmal Tages war es trotz aller Vorsicht geschehen, man faßte mich. Aber gefangen zu sein bedeutete nicht fest zu sitzen. In der ersten Zeit nach Kriegsende ging alles drunter und drüber. Das traf auf Alliierte und auf uns Deutschen zu. Die Gefangenen der gefangenen deutschen Soldaten waren nur allzu froh, endlich in der Gefangenschaft zu sein - sogar SS-Männer. Denn Gefangenschaft bedeutete ein Bett und Essen. Aber wenn die Gefangenschaft nicht hatte, der hatte es nicht schwer, sich davon zu mahnen. Man brauchte nur abzuhauen. Und das

von dem unangenehmen Zwischenfall sollte ich besser auf. So kam ich ungefochten nach Salzburg.

Hier blieb ich eine Weile. Ich künzte mich in den kleinen Gassen der Stadt sicher und tröstete mich mit den schönen Erinnerungen an die frohen Stunden, die ich hier bei einem Aufenthalt vor zwölf Jahren verbracht hatte. Das war, als ich während der Pfingsttage mit meiner lieben, jungen Frau auf der Hochzeitsreise hierherkam.

Diese Erinnerung an meine Frau, die ich zurücklassen gezwungen war, legte sich schmerzhaft auf mich. Ich saß noch oben auf dem Berg neben Salzburgs Schloß und blickte sinnend auf die Stadt und die Salzach. Was Wunder, daß man sein Inneres zu prüfen beginnt...

Hier in der Stille des israelischen Gefängnisses stehen die Gedanken vor mir, als hätte ich sie gestern erst gedacht: Bin ich wirklich in den zwölf Jahren seit meiner Hochzeitsreise nach Salzburg, sofragte ich mich damals, ein schlechter Mensch geworden? Sollte es stimmen, daß aus mir ein seelenloser Mensch, ein Bösewicht, ein Mörder geworden war? All solchen Fragen prüfte ich mein Gewissen.

Hätte ich in der Lage irgendetwas getan, das nicht meine Pflicht war? Hätte ich etwas anderes im Sinn als meinem Eid treu zu stehen und meine Befehle auszuführen?

So viel ich mich solche Fragen stellte, - immer antwortete mir mein Gewissen: nein, du brauchst dir nichts vorzuwerfen.

Hätte ich wertlose Menschen getötet oder den Befehl gegeben, sie umzubringen? Nein, nein, nein. Was also, zum Kuckuck, wollte man eigentlich von mir? Ich nahm Befehle entgegen und führte sie pflichtgemäß aus, das war alles.

Unbewußt endlich ist mir inzwischen klar geworden, daß der Urheber dieser Befehle, Adolf Hitler, einer der größten Idioten der Weltgeschichte war. Warum, um Gottes Willen, beging er den Fehler, Ausland anzugreifen?

Als ich unter solchen Gedanken dort oben neben dem Salzburger Schulhof stand, fühlte ich, daß meine Seele und mein Gewissen der Bergluft, die ich atmete an Sauberkeit nicht nachstanden. Dieses Gefühl erfüllte mich mit neuer Entschlossenheit und Kraft, meinen Verfolgern ein Schnippen zu schlagen und zu entkommen.

Aber in der Zwischenzeit waren alle Ausfallstraßen um Salzburg durch amerikanische Kontrollposten blockiert. Da gab es keinen anderen Ausweg, als sich wie ein Fuchs zu benehmen, wenn man wie ein Fuchs in seiner Höhle gefangen saß.

Eine Kote-Kreuz-Schwester half mir. Sie ging gerade vor mir auf dem Bürgersteig, ein hübsches, junges deutsches Mädchen. Ich sagte nicht lange. "Ich bin ein SS-Obersturmbannführer", sagte ich, "wollen Sie mir helfen, aus der Stadt herauszukommen?"

Das Mädchen entschloß sich nicht. Ohne Umschstände war sie bereit, den Fuchs aus seiner Falle zu befreien. Sie ergriff meinen Arm und geleitete mich "hilfebedürftigen" zu einem Kontrollpunkt. Hier sprach sie ein paar Worte Englisch mit den dort stehenden Amerikanern - und durch waren wir.

Obwohl wir um die nächste Ecke waren, war meine Krankheit wie weggeblasen. Das ging's wieder! Aber, Vorsicht! An der Grenze nach Bayern gab es noch einige Kontrollpunkte. Aus einem Versteck neben der Autobahn beobachtete ich, wie jeder, der hindurchgehen wollte, kontrolliert wurde.

Doch auf einmal sah ich zu meinem großen Erstaunen einen Sonderzug langsam sich der Sperre nähern. Aber mir fiel an den um den lieben Verstorbenen Trauernden etwas auf: sie sahen für zivile Verhältnisse viel zu diszipliniert aus. Ich konnte unwillkürlich grinsen, als ich sah, wie fast eine ganze Kompanie von SS-Leuten als Trauernde durch den Kontrollpunkt marschierte, die Gesichter in traurige Falten gesetzt und vornüber und zwischen den Reihen ein paar "geborgte" Trauerleute, damit die Veranstaltung wie ein echter Leichenzug aussah.

Obwohl eine einzige Frage ließ der amerikanische Posten den Zug passieren.

Als ich den Übergang nach Bayern versuchte, wurde ich

Von einer Ami-St-eife gefaßt.

Ich trug die Uniform eines Gefreiten der Luftwaffe und gab mich als Otto Barth aus Berlin an. Aber einer der Soldaten entdeckte das Blutzeichen unter der linken Achselhöhle, so- und ich sofort als Mitglied der SS bloßgestellt war. Das große, wunderschön tätowierte "A", das vor langer Zeit von einer hübschen kleinen blonden Rot - Kreuz - Schwester dort angebracht worden war, hatte mich verraten.

Ich verfluchte mein ich Himmeler, den Chef der SS, weil er seine Männer durch ein so leicht erkennbares Zeichen markiert hatte.

Aus Durcheinanden mich die Amerikaner verständlicherweise nach allen Regeln der Kunst. Als erstes fanden sie meinen Füllfederhalter, der auf sie großen Eindruck machte. "Willst du mir den Füller schenken?" fragte mich einer der schwarzen Amis. "Ich möchte nicht, was ich lieber täte", antwortete ich. Was blieb mir anderes übrig?

"Könnte ich dafür vie leicht ein Dutzend frische Eier haben" sagte ich weiter, "ich habe schon seit Wochen kein Ei mehr gesehen."

Damit war man einverstanden.

Dann sahen die Soldaten meine Armbanduhr. Die gefiel ihnen noch besser als der Füllfederhalter. Für ein zweites Dutzend Eier wechselte auch sie den Besitzer. Der Tausch war perfekt, mit ein paar Witzchen wurde die Ware ausgetauscht.

Im Schatten eines amerikanischen Panzers sitzend teilte ich die Eier mit drei Gefangenengenossen. Wir schlugen die Eier an und tranken sie leer.

Aber das machte Juratig. Also ging ich noch einmal zu dem Gefangen der SS - Streife und machte den Vorschlag, damit der Tausch etwas gerechter sei, noch ein paar Flaschen Bier zu spendieren. "Wir befinden uns auf deutschem Boden", sagte ich, "und da ist es üblich, ein gutes Geschäft mit einem großen Alkohol zu begießen."

Der Auslieferungswinkel, den ich für einen Juden hielt, hatte von dem Verständnis dafür und war sofort bereit, Bier kommen zu lassen.

Ich stau te nicht schlecht , als kurz darauf einer meiner  
Männer mit zwei großen arügen kühlen, frischen Biers für  
uns Gefangene ankam.

Später wurde ich zur Vernehmung durch Abwehr- Offisiere  
geführt. Man war dabei, eine deutsche Transport-Einheit  
aufzulösen und die Gefangenen der Reihe nach zu verhören.  
Der Einheitsführer stand neben dem US- Leutnant und setzte  
sich für jeden einzelnen seiner Leute ein. Ich erinnere  
mich heute noch des Gefühls der Verachtung, das mich damals  
erfüllte, als ich hörte, wie er einen jeden als Kollaborateur  
darstellte.

Ich konnte meine Geschichte, nur ein gewöhnlicher Luftwaffen-  
mann zu sein, nicht mehr anbringen, nachdem mein Klutgruppen-  
zeichen entzekt worden war. Als ich vorgehen lassen wurde, gab  
ich einer meiner Personalien als " SS- Untersturmführer Otto  
Lohmann" an.

" Geboren?" fragte mich der Leutnant.

" Selbstverständlich, jawoll," antwortete ich. Zum Glück be-  
merkte ich, daß dem Mann 'erstündnis für Späße fehlte, so  
daß ich schnell hinzusetzte: " Am 19. März 1905 in Breslau."

Dann ließ er mich ins Büro setzen, und ich begann schnell-  
stens einen Lebenslauf zusammenzustellen, der glaubwürdig  
erschien.

In diesem kleinen provisorischen Lager blieb ich etwa eine  
Woche. Es war eine qualende Zeit. Nicht etwa wegen der Be-  
handlung durch die Amerikaner - die sich nichts zuschulden  
kommen ließen - sondern wegen der Gedanken, die mich einfach  
nicht mehr losließen.

Es war nicht so sehr der Verlust der persönlichen Freiheit,  
der mich schmerzte, - es war vielmehr die Erkenntnis, was  
die Niederlage meines so heiß geliebten Vaterlandes wirklich  
bedeutete.

Man hätte mich schlagen oder foltern können, das hätte mir  
nichts ausgemacht, denn der Schmerz über die Zerstörung  
des Reiches hatte mich für alle persönlichen Dinge immer ge-  
macht. Nur ein Gedanke beherrschte mich: " Deutschland ist  
vernichtet, Deutschland ist vernichtet". Das war die unvor-

...Botschaft, das war das für mich Unfassbare. Und so  
sagte ich: Gott, verlaß nicht das Leich. Laß mich sterben, aber  
gib dem Leich deine Hilfe."

Diese unermeßliche Mitleidsbereitschaft hielt drei Tage an, bis  
ich mich mit einem Vers von Martin Luther zu trösten begann, der  
mir schließlich in den Sinn kam: "Wir haben die Schlacht verloren,  
doch unsere Taten werden es besser machen."

Im Gefangenenlager mußten wir arbeiten, keine schwere Arbeit  
ohne Antrieberei: einige Säcke Bohlen, Nudeln und Kaffeeboh-  
nen durch die Handmühlengeräte und mußten wieder sortiert wer-  
den, das war eine Arbeit, die wir gegen keine andere eintaus-  
schen könnten. Als alles fein sauberlich auseinandergeklaut  
war, mußte ich mit einem anderen SS-Mann zusammen alles wieder  
durcheinander, damit die Arbeit nicht aufhörte.

Mein Platz war nicht so, denn kam in ein größeres Lager bei  
Leipzig, wo es wesentlich schwerere Arbeit gab, nämlich das  
Sortieren und Stapeln schwerer Munition in einem Lager der  
Luftwaffe.

Wieder auf dem Stand darin, drei SS-Kompanien in Arbeitsgrup-  
pen zusammenfassen.

Mein Lager blieb in Leipzig bis zum 5. August 1945 bis zum 5. Jan-  
uar 1946. Mittlerweile wurde die Verpflegung besser und es  
gab weniger Provokationen und Entschuldigungen wie es in der Genfer Kon-  
vention steht. Ich muß außerdem sagen, daß wir sehr korrekt  
behandelt wurden, besonders von den farbigen Amerikanern.

Ende August bot mir ein farbiger Leutnant eine Zigarette an und  
sagte: "Hören Sie, warum wir farbigen für noch so viel Sym-  
patie haben? Weil ihr Nazis jetzt Menschen zweiter Klas-  
se seid. Auch wir sind in unserer Heimat Menschen zweiter Klas-  
se."

Amerikaner schenken jeder Beschwerde ihre Aufmerksamkeit.  
Es gab zum Beispiel von Zeit zu Zeit Kontrollen durch frähen-  
de Kommandos, die sich bemühten, aus uns SS-Gefangenen Leute  
zu finden, die sie konnten. Diese Besuche arteten allmäh-  
lich zu einer wahren Inge aus. Als wir uns darüber beschwerten,  
wurde die Sucherei eingestellt!



Obwohl ich mich im Lager wohl fühlte und die Behandlung gut war, wurde mir klar, daß ich dort nicht viel länger bleiben dürfte. Bisher war es mir zwar gelungen, den anderen die Geschichte meines so einwandfreien Lebens ansudrehen, - ich war mir aber darüber im klaren, daß mein neuer Lebenslauf einer gründlichen Prüfung nicht standhalten würde.

Glücklich war ich mir vorgesorgt, indem ich die verschiedenen Orte, an denen Untersuchungen möglich waren an weit voneinander verstreute Orte gelegt hatte. Es würde also einige Zeit dauern, bevor mein Lebenslauf aufplatze. Aber früher oder später würde sich das Schicksal ereilen. Und die Nachricht, daß man sich mit einer neuen, gründlicheren Untersuchung zu befassen sei, ließ mich das Schlimmste befürchten, zumal jeder einzelne von einem Ausschuß erstklassiger Vernehmungsoffiziere vorverhört werden sollte.

Das veranlaßte mich zu der Beurteilung der Lage, es sei nunmehr an die Zeit für den SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann, sich aus der amerikanischen Gefangenschaft zu entlassen. Aber hier muß ich im einzelnen schildern.

Ich bekam nun die Hilfe von einer Krankenschwester. Ich machte ihre erste Station an einem Sonntag Nachmittag, als sie mit anderen Krankenschwestern des Hofes zum Lager kam, um mit den Gefangenen zu sprechen. Selbstverständlich waren wir durch einen strengen Wachdienst von den Besuchern getrennt. Aber es gab es ja immer noch, das konnte das Entstehen mancher Liebesverhältnisse nicht verhindern!

Meine Schwester war ein junges Mädchen, braunhäutig, mit einem Herzen aus purem Gold und - "auf - ab".

Als erstes brachte sie mir einen Blumenstrauß. Wer hat etwas von Blumen gesehen? Im nächsten Mal waren es wieder Blumen, diesmal mit einem kleinen Häkchen Korkstoff, damit sie nicht so schnell zerfallen könnten, damit sie wie die Rosen eines Mädchens aus den Augen zu sehen. Gleichzeitig konnte ich mir auch ein paar lange Haare besorgen. Wenn ich diese zusammen mit den ausgezogenen Rosen tragen würde, dann würde ich es so sehen, als wenn ich Ankerbocker eines Jägers wäre.

Wenn ich heute ich meinen Uniformrock gegen eine Tiroler Jacke. Meine gute Schwester, dieses Schmuckstück, versorgte

sich noch mit einem Satz Hirschhorn-Knäufe um etwas grünen Stoff, damit ich die Armelaufschläge und Kragen damit besetzen konnte. Und zuguterletzt kam sie sogar noch mit einer Krawatte und einem Jägerhut einschließlich Lappbart an. Es muß schließlich alles seine Ordnung haben.

Stundenlang waren wir am Drahtzaun in tiefe Unterhaltung versunken. Die patrouillierenden Amerikaner müssen uns bestimmt für ein Liebespaar gehalten haben, wenn sie uns dort sahen - tief einander in die Augen schauend. Aber der Schein trügte. Denn es war alles andere als Liebesgeflüster, was zwischen uns geredet wurde. Dieser patriotische deutsche Langel gab mir eine genaue Anleitung und gab mir die Hilfe zu geben und Schwierigkeiten an, die ich bei der Flucht zu überwinden hatte.

Allmählich war ich fluchtbereit. Aber inzwischen war es Dezember geworden und ich beschloß, wenigstens noch das Weihnachtsfest mit meinen Kameraden hinter dem Stacheldraht zu verbringen.

Die Amerikaner bauten mitten im Lager eine riesige Tanne auf und lieferten uns farbige Glühbirnen dazu. Als Heiligabend 1945 gekommen war, standen die SS-Kompanien in Reih und Glied um den Baum herum und hörten auf die Ansprache des Lagerkommandanten, der zu uns über Liebe, Hoffnung und Loyalität sprach. Dann sangen wir alle das SS-Lied "Wenn alle untreu werden..." Wir hatten keinerlei Gewissensbisse, denn keiner von uns bezog dieses Lied auf das vergangene Regime oder seine Taten.

Unser Gesang war vielmehr dem Reich gewidmet, für das zu kämpfen und bereit zu sein wir noch immer gewillt waren.

Kurz nach Mitternacht bat ich um eine offizielle Besprechung, bei der ich um die Erlaubnis zur Flucht bitten wollte, denn mir schien es unentbehrlich, sogar im Gefangenenlager auf die Grundsätze der Disziplin zu verzichten.

Es geht es nur einmal zu, man gewöhnt sich an Jenseits und freiwillige Unterordnung. Wir Deutschen hatten damals die Disziplin und den Gehorsam so sehr kultiviert, daß wir uns ohne Befehle gar nicht zu verhalten und hilflos voranden.

Nur der Gehorsam gegenüber Befehlen in Flehen und Blut Überzeugungen, die ich gelernt hatte, daß Ungehorsam die Wurzel aller Zerstörung sei.

Also bat ich um die Erlaubnis, fliehen zu dürfen, und ich erhielt sie auch.

Trotz der Einschreibungen, die meine augenblickliche Haft mir auferlegt, erinnere ich mich noch genau des Datums, an dem ich aus dem Gefangenenlager entwich: es war in der Nacht des 5. Januar 1946. Ich rasierte mir den Bart ab, zog die Bergbauern-  
Hose an, stellte mir die Jägermütze auf das Haupt und suchte mir den Weg durch den Stacheldraht in die Freiheit.

Im ersten Augenblick stand ich jenseits des Drahtzaunes hilflos wie ein Kind da. Ich war auf mich allein angewiesen. Niemand war da, der mir Befehle erteilte. Aber ich besann mich nicht lange, es ich warte, daß ich fortmüste. Und zwar so schnell als möglich...

Vier Frauen waren es, denen ich meine Pflicht  
verpflichtete...

Ich nannte sie die "J-Boot-Route". Es handelte sich um den Versuch, die Frauen aus Europa herauszubringen, denen nachge-  
stellt wird. Frauen aus Deutschland... Anhänger von Hitler. Männer wie ich.

Es war eine Organisation, die alles, was von der SS organisiert wurde, überlebte. Die Klappte ausgezeichnet. Bis auf den heutigen Tag wird die "J-Boot-Route" nach beiden Richtungen benutzt, von Männern, deren Vergehenheit es ihnen verbietet, unter ihren richtigen Namen von Land zu Land zu reisen.

1950 gewann ich die Überzeugung, daß die Zeit gekommen sei, die Heimat zu verlassen und via "J-Boot-Route" in die Sicherheit nach Südamerika zu gehen.

Vier Jahre lang hatte ich ein uniges, einfaches Leben in der Freiheit, das mich in Norddeutschland geführt. Nachdem ich der deutschen Verfassungswelt entlassen war, war ich aus Bayern gekommen.

Ich war in meiner Gefangenenzelle in Israel, in der vor wenigen Jahren noch der Arzt seine Tagesvisite abtätigte und mein Aufenthalt kontrollierte, an jene Zeit zurückdenke, dann er schien sie vor meinem geistigen Auge als ein harter, doch sonderer Teil meines Lebens.

und ich wiederholte ihnen, daß ich dort nicht als Adolf Eich-  
mann, sondern Obersturmbannführer (Oberstleutnant) der SS,  
kroch. Ich hieß Ot o Henninger und war ein einfacher Holzger-  
beiter, seit lange am Ort arbeitend. Bald waren auch meine Mit-  
arbeiter, die nur mit dem Fernhalter zu arbeiten ge-  
wohnt waren, so  
rauh und schieflich wie die Rinde der Bäume, die ich fällen  
mußte.

Die Wälder waren hart und stark - heute ist es von Keino  
mehr - und in der einfachen Umgebung fand ich Ruhe und Zu-  
friedenheit. Meine Seele und mein Gewissen fanden Stille.

Übermüdet trotz mir ich ein Maulwurf, der unter der Ober-  
fläche lebe und jemand zu sein vorgab, der er gar nicht war.  
Daß ich die einfachen Leute um mich herum nicht misstrauisch  
werden sollte, durfte ich nichts lesen, was anspruchsvoller als  
die Landerzählungen war. Ich kam daher allmählich zu der Über-  
zeugung, daß ich meiner Umgebung etwas mehr schuldig war. Ich  
entschied mich, kaufmännisch tätig zu werden, bescheiden, als  
Händler.

Als ich danken bekam ich aus einer alten Broschüre, die da her-  
kam - aus dem Dritten Reich stammend. Das Heft war vom NS-  
Verlag verlegt worden und trug den Titel "Das gesunde Volk  
und die SS".

Meine Leiterin, Frau Linhorst, vermachte mir ein Stückchen  
Land und vom Forstamt, bei dem ich arbeitete, kaufte ich billi-  
ges Kieferholz, um Hühnerställe zu bauen.

Ich war die Einzige dieses ausgezeichneten NS-Buches sorg-  
fältig befolgte. Ich wurde mir ein erfolgreicher Hühnerzüchter.  
Es ist in Erfahrung des Erfolges, wie man sieht. Man muß le-  
bendig die Anweisungen befolgen, - möglichst genau....

Ich wurde zum Hühnerzüchter. Ich züchtete viele Hühner, und die Herren  
in der Stadt. Ich konnte ich mir den Namen von der briti-  
schen Regierung, die in jedem Ort um mich herum war, gute  
Bewertungen.

Als ich mich von etwas aufregte, aber niemand misstraute  
dem Hühnerzüchter, dem Hühner-  
züchter.

Als ich mich immer mehr das Gefühl, in Sicherheit zu sein.  
Als ich mich wurde das Gefühl, ein gezeugtes Kind zu sein.  
Das Leben in diesem wunderschönen Heide-  
land lief seine ruhigen  
Weg. Sonntags fuhr ich mit dem Fahrrad ins Dorfgasthaus

In die Jahre von Jeline und genos dort die Freizeit bei einem Spezialtrunk: einem anstößigen Kognak mit einem Sidotter und einem Löffel Zucker. Das gab mir körperliche und geistige Stärke.

Manchmal mußte ich grinsen, wenn der Gastwirt mir von dem Geschrei der Lokalzeitung über Jochenmann erzählte.

"Voraussichtlich ist alles erlogen und erdichtet", pflegte er zu sagen, - und mich meintes das sehr froh und zufrieden.

Aber ich war noch immer mutterseelenallein. Ich hatte nur einen einzigen Menschen, den ich ab und zu besuchen konnte. Es handelte sich um ein Kriegswitwe, die mit ihrer hübschen vierzehnjährigen Tochter die Landesgrenzen nach hier gezogen war. Sie lebten unter denkbar schlechtesten Verhältnissen in einem einzigen Zimmer.

Mit dieser Frau verbrachte ich manche frohe Stunde und ich half ihr, indem ich ihr Geld schenkte, das sie auf dem schwarzen Markt gegen Lebensmittel eintauschen konnte. Sie weinte vor Freude, und ich war froh, ihr zu helfen, da es bewies, daß ich ein hilfsbereiter Mensch war.

Und obwohl ich konnte noch immer dort als Otto Henninger leben, trotz des riesigen Leidens. Aber mir war klar, daß ich niemals in meinem Leben meine Frau und meine lieben Kinder, die in Österreich zurückgeblieben waren, wiedersehen würde. Ich konnte ihnen nicht einmal eine Nachricht zukommen lassen, daß ich am Leben und frei sei.

Eines Tages las ich, daß der frühere NS-Gauleiter von Kärnten in Argentinien lebte. Mir kam der Gedanke, wie leicht auch dort sein zu leben. Außerdem kam mir ein Mann verdächtig vor, der von mir mehr kaufte als er selber essen konnte. Ob er nicht ein Mittzeiler?

Obwohl es wurde nicht mehr für Adolf Jochenmann, sich auf die Suche zu machen.

Ich mußte mir die Situation überlegen und wieder jenes Gefühl der Unsicherheit, das sich überwallt, wenn ich ohne Befehle und Anweisungen in der Dunkelheit gefahren, einen wichtigen Auftrag zu erfüllen, wenn keine Instruktionen oder Anordnungen vorhanden waren.

Ich gab mir selber den Befehl selber. Der erste Befehl lautete:  
"Bei vorsehung, traue niemandem!"

Ich mußte, daß es von Verrätern und Betrüglern umgeben war.

Ich sah mich dem Mannes Wisliceny, der seinen Kopf dadurch  
retten wollte, daß er den Amerikanern erwiderte: "Ich werde für  
dich innerhalb fünf Wochen finden." Aber der Mann, der  
die Lüge erfand, ich hätte einmal gesagt, daß ich mit Freuden  
mein Leben einbringen werde, da ich sechs Millionen Juden getötet  
habe.

So hat es sich mir ein, hier in meiner Zelle in Israel, daß  
ich mich nicht mehr von der Hand wischen kann. Ich bin wirklich mächtig am Hals  
des Mannes, der mich hat.

Ich bin mir also zu dem Zeitpunkt auf mich selbst, und so gestand  
ich einem meiner engeren Bekannten in der Reihe meine Absicht,  
auch über die Sache zu reden und fragte ihn, ob er jemanden kenne, der  
den die Dinge beschuldigen, die mit dieser eine zusammenhängen  
sollte.

Auf diese Weise kam ich 1950 mit einem Mann in Hamburg, einem  
Führer der Bewegung, in Verbindung, der viel zwischen Deutschland  
und Italien unterwegs war. Ich gab ihm aus meinen Ersparnissen  
(2.000,- DM, die uns Biergeschäft abgeworfen hatte) 300 Mark,  
wofür ich von ihm genaueste Angaben über die "U-Boot-Route"  
nach Südamerika erhielt. Ich erfuhr jede Einzelheit, jeden Hal-  
tpunkt, jeden Kontaktpunkt. Das war was ich gebraucht hatte,  
um mich zu helfen.

Mit einem Besonderen, einem wehmütigen Blick auf die schmalen Pfla-  
de, das Gartenhaus und die Häuser, wo ich nahezu vier Jahre so  
glücklich verbracht hatte, begann meine Fahrt.

Noch immer unter dem Namen Otto Henninger mußte ich nun die Rol-  
le eines Reisenden spielen. Das bedeutete Schloß und Kragen  
und gab mir reichlich Gelegenheit vor, nach diesen vielen Jahren  
als Bauer und Holzarbeiter.

In der ersten Zeit, die den ersten Schuss laut meines Auf-  
tritts bildete, kam ich mir unangenehm prominent zwischen den  
vielen Menschen vor, und ich schwitzte vor Nervosität, als ich  
im Hotel meinen Reisebogen ausfüllte.

Ich mußte mich nicht mehr um den Rückschlag.

Im Hotel sollte ich einen einheimischen treffen, der mich über

die Berge und die Grenze nach Aufstein in Österreich bringen wollte. Da meiner großen Enttäuschung erfuhr ich, daß dieser Mann gerade sein Bein gebrochen hatte und im Krankenhaus lag.

Ich wollte es jedoch, ihn dort zu besuchen, und er verwies mich an ein kleines Gasthaus in der Nähe der Grenze, wo seine Freunde sich seiner annehmen würden.

Ich mußte dort beinahe eine ganze Woche warten und kam mir sehr auffällig vor, da es Anfang Mai war und nicht viele Touristen da waren, zwischen denen man nicht auffiel. Vor allen aber bemerkte ich, daß das ganze Gebiet von Grenzpolizei wimmelte, die in ihren grünen Uniformen überall waren. Mein Gott, wie ich dachtete, als am zwölften Abend meines Aufenthaltes in der Wirtschaft sich die gesamte Grenzpolizei des Bezirkes dort zu einer Veranstaltung versammelt!

Aber wieder einmal half mir in dieser schwierigen Lage eine junge Frau. Sie war eine reisende Urlauberin aus München und war neben mir der einzige Gast im Haus, was mich veranlaßt hatte, mich um ihre Bekanntschaft zu bemühen.

Als ich in der Ecke des Gastwirts sitzend, gekleidet in Bergkleidung, mit Tiroler Hut und Sammelbart, verstrickte ich mich bald in ein tiefes Gespräch. Bald hatten alle jungen Polizeioffiziere nur noch Augen für mich. Mit der entschuldigenden Bemerkung, daß ich nicht zu reden, verabschiedete ich mich, um ins Bett zu gehen. Ich hatte den Offizieren keine größere Freude tun können.

Ich blieb schlaflos in dem Bewußtsein, daß ich diesmal unter dem Schutz von ein paar ostentativen Polizisten ruhte.

Am nächsten Morgen hatte ich alles für die Fortsetzung der Reise vorbereitet. Ich hatte einen Jäger gefunden, der mich für die Weiterreise nach Aufstein und die Grenze bringen wollte.

Ich verbrachte die Nacht in einer Hütte hoch oben in den Bergen. Es war eine sehr kleine Hütte, als ich von Deutschland kam, und es war mir ein wenig vorkam, das von seiner Aufstellung her sehr einfach war.

Am nächsten Morgen hatte ich aber sehr gute Auskünfte erhalten. Der Jäger, der mich zum Frühstück einlud, sagte er plötzlich: "Ich gehe mit.".

Am nächsten Morgen stand ich auf und es kam ein Offizier der Grenzpolizei, den ich schon gesehen hatte, der aus der Hütte

er sagte. "Er will nur eine Tasse Kaffee", sagte der Jäger.  
"Legen Sie sich auf den Boden von dem Schrank da, bis er weg  
ist".

Als ich im Dunkeln dort in dem Schrank lag und suchte, wie mein  
Körper mit dem Fieber unterwelt, befiel mich eine Tra-  
gung. Ich fühlte einen unwiderstehlichen Hustenreiz.  
Kein Mensch wird verstehen können, was ich bei dem Versuch, den  
Husten zu unterdrücken, auszuhalten mußte. Ununterbrochen kniff ich  
mich, um die Abschlucken. Nach Wochen später war mein Arm voller  
blauer Flecke. Hauptsache war, daß ich tatsächlich den Husten  
überlebte.

Endlich ging der Offizier wieder weg, und mein Führer hatte al-  
les aus der Hand, um anderen Patrouillen aus dem Wege zu gehen.

Ich wurde also ohne Schwierigkeiten ins Tal nach Österreich hin-  
geführt, wo wir zur Leiter des Verlegens aus einem Bahnhof genehmigten.  
Von Aufsteig fuhr ich mit einem Taxi nach Innsbruck, wo ich zwei  
Verwandten anrufen konnte. Der erste von beiden war eine  
Naturwerkstatt. Aber der Eigentümer, ein früherer SS-Unter-  
offizier, empfing mich sehr unfreundlich.

"Wie ich dich und deine Gedanken verfluchten Gestreicher ins  
Land", brach er auf. "Sieh zu, wie du weiterkommst. Dienet  
du dem Feind solchen Leuten der Ordnung? Wenn du nicht auf der  
Wachsamkeit, werde ich dir, daß er dich vernichtet."

Seine Bedeutung war meine Antwort. "Entschuldigen Sie die  
Anrede. Im Übrigen soll die der Teufel holen."

Der zweite Platz hatte zwei Eingänge. Ich hatte ~~222~~ <sup>222</sup> zurücklich  
zu sein, um den linken zu benutzen. Wegen des Ärgers mit  
den früheren Kofferaden brachte ich das jedoch durcheinander und  
verließ das Gebäude durch den rechten Eingang.

Als ich in der Gasse stand, befand ich mich im Hauptquartier der Fran-  
zösischen Widerstandsarmee von Tirol. Zu spät erkannte ich mein  
Fehlgehen, ich konnte nicht mehr zurück, ohne Verdacht zu erwe-  
cken. Ich war noch eine Schlafmütze gewesen war!

Ich suchte mir zu helfen. "Kommt Frau Huber hier", fragte  
ich einen Offizier und stellte mich dabei ein wenig unbeholfen.  
Ich wurde zum Platz und in die Arbeit, und ich hoffe, daß Frau  
Huber, die mit meinem Onkel verwandt ist, mir Unterkunft geben



Obwohl diese Adresse improvisiert war, wirkte sie. Der Offizier lachte und sagte: "Sie sind hier falsch. Frau Huber wohnt nebenan."

Mi fiel ein Stein vom Herzen. Wieder einmal hatte der liebe Gott mir in meiner Dummheit geholfen.

Bei der guten alten Frau Huber bekam ich noch einen Schnaps, dann setzte sie mich nach einem anderen Wirtshaus in der Nähe des Brenners in Marsch. Die "U-Boot-Route" funktionierte wie am Schnitzbrett.

Während ich dort wartete, wurde mir ein neuer Schrecken eingejagt. Eine Anzahl Lastwagen konvertierten in das Dorf und alsbald war es voll von französischen Soldaten, die eine Kasse durchzuführen hatten. Aber meine Irtilin, die zur "Organisation" gehörte, war auf Draht. "Schnell - auf den Boden rauf", sagte sie.

Wenigstens lag ich zwischen Spinnweben und Gerümpel versteckt. Nach ihrer ergebnislosen Suchaktion kehrten die Franzosen im Wirtshaus ein, um ein Viertel Wein zu trinken.

Während ich ihnen zuhörte, fiel mein Blick auf eine alte Tafel, die dort lag. Bis auf den heutigen Tag kann ich mich der Worte erinnern, die darauf zu lesen waren.

Es waren zwei Sätze: "Gottes Liebe währet ewiglich", und der andere: "Kaltensetzen und auf den Boden spucken polizeilich verboten."

Als dieser Schrecken vorüber war, machte ich mich wieder auf den Weg. Das ging aber nicht ohne eine schwere Entscheidung ab. Ich befand mich nicht weit von meiner Familie in Aueses. Sollte ich sie riskieren, sie zu besuchen?

Das war eine ernste Verwehung. Aber ich widerstand ihr und ging weiter.

Der nächste brachte mich über die steilen Berge nach Italien.

Ich war aber nicht ohne einen Helfer nicht mitnehmen.

Er war ein sehr großzügiger Organisator aber auch dafür geeignet.

Er war ein sehr einfaches, warmes und sehr hilfsbereites Wesen. Er war ein Richter gegen, der ihn mit einem Fahrrad auf der Straße über die Grenze besorgte.

Während der Grenzposten kümmerte sich um den Mann, in dem langen schwarzen Mantel. Er hatte seit Jahren allen möglichen Flücht-

lingen gehoffen. Einst waren es Juden, jetzt war es - Eichmann!  
Voller Dankbarkeit nahm ich meinen Koffer von diesem ausgezeichneten, radfahrenden Priester etwa anderthalb Kilometer hinter der italienischen Grenze in den Koffertag und genehmigte mir zur Feier des Anlasses den inzwischen schon zur Tradition gewordenen Sonntagsalkohol. Diesmal war es ein roter Südtiroler Wein!

Der Priester verließ mich an einen Taxifahrer, der mich zum Hotel in seine Wohnung mitnahm. Hier ließ ich meine Tiroler Nacht zurück und zog mir nicht so auffällige Straßenkleidung an. Dann ging die Fahrt nach Meran.

Dies war - so wollte es mein neuer Lebenslauf - mein Geburtsort, und hier erhielt ich auch mein "libro-desembargo", die Landserlaubnis für Argentinien.

Ich erhielt es von einem Mann, der zu meinem größten Erstaunen nicht eine einzige Lira dafür wollte. Bis dahin hatte ich für die Dienste der "U-Boot-Agenten" schwer zahlen müssen.

Die Reiselegation lag in der Tasche, ausgestellt auf den Namen Alberto Clement, was ich noch verbaute. Auf Grund dieses Papiers erhielt ich in der Dienststelle des Internationalen Roten Kreuzes einen neuen Pass.

Im März 1938 überreichte ich dem Mann wieder als vollwertiger Mensch zu dienen!

Ich hatte ich lange gewartet, bevor die Fahrt in die Neue Welt begann. Ich hatte Zeit, mich an meinen neuen Namen zu gewöhnen und die richtige Unterschrift zu üben. Es scheint mir Spaß, der ich hatte, so einen gewissen Frieden hing an sich.

Die Behörden meiner Antworten in Bezug auf den Lebenslauf und die Reiselegation. Und das war gut, denn ich mußte eine gute Menge Zeit, um die Behörden bestehen. Sie untersuchten meinen Gesundheitszustand und die Dokumente. Alles war in bester Ordnung.

Und dann war ein Offizier erwartet die Brille ab, um zu sehen, ob die echte Silber mit einem oder nur als Verkleidung diente. Er schenkte mir ein Glas.

Und dann in der neuen Stadt, sorgte ein alter Mann für mich und half mir, die ersten Tage von mir. Wir wurden gute Freunde, und wir tranken manches Glas Chianti.

Es war schon notwendig, daß mir während meiner Flucht immer wieder katholische Priester halfen. Sie halfen ohne zu fragen. In ihren Augen war ich nur einer von den vielen Menschen, die ihrer Hilfe bedurften.

Am Vorlage meiner Abfahrt bat mich der Mönch, Vater Franciskus, zögernd, zur Messe zu kommen, da er mich segnen wolle. "Es kann nicht schaden", sagte er. Ich legte ihm meinen Arm auf die Schulter und nannte ihn "meinen guten alten Pharisäer." Obwohl meine Altern überzeugte Protestanten waren und ich selbst im Jahr 1937 aus der Kirche ausgetreten war, ging ich zur Messe und empfing den Segen des alten Mönchs.

Am darauf folgenden Tag verließ ich Suva, in dem ich alle 44 Jahre meines Lebens verbracht hatte.

Als das Schiff, die Giovanna C, den Hafen von Suva verließ, fühlte ich mich wie ein gejagtes Wild, dem es endlich gelungen war, seine Verfolger abzuschnitzen. Eine Woge des Freiheitsgeistes übermannte mich. Aber ich fühlte auch Trauer in mir. In meiner Tasche trug ich eine Manuvoll-Brieftaube, die ich in meiner Jugend den Vögeln aufgegeben hatte, als ich mich durch die Dschungel zu bewegen. Sie sollte mich an den Sommer erinnern.

"Jawohl - mein eigenes Land wurde von mir deklariert"

- Hermann findet im "Gelobten Land" der Nazis  
Sicherheit -

Während des Krieges habe ich viele Engländer kennengelernt. Ich traf sie in der Wähe der Meide, wo ich vier Jahre untergebracht wurde, und ich begegnete ihnen in Argentinien.

Alle Individuen waren diese Engländer alle sehr nett, Gentlemen. Ich habe sie alle geliebt, ich habe die größte Hochachtung für sie.

Der Herr, Herr, Herr, Herr - meines Ältesten - ist ein Mann. Ich habe ihn sehr geschätzt aus ehrlicher und ehrenwerter Sicht.

Ich, Herr, Herr, Herr, Herr - Obersturmbannführer der SS, habe mich sehr bemüht haben, weil er diese Freundschaft mit einem der Führer feinde des Reiches geschlossen hat. Hatte ich ihm das Wort "Dresden" ins Ohr sagen müssen?

207-47132

Nein, nein, nein!

Ein Revanche- oder Haßgefühl gegen das britische Volk hat in meinem Herzen niemals Platz gehabt, weder damals noch jetzt, da ich in meiner Zelle in Israel sitze. Nein, als ich in einer Wolke von Freireitungsgefühl und Zufriedenheit 1950 nach Südamerika fuhr, da war ich froh, daß die bitteren Erfahrungen und Leiden des Krieges endlich begraben und vergessen sein sollten.

Dennoch - als die Giovanna Gibraltar passierte, über dem die britische Flotte wehte, da konnte ich nicht anders, als an das zu denken, was einige dieser englischen "Gentlemen" sich am Ende des Krieges geleistet hatten.

Wir kannten den Sinn, wie erbarmungslos die Royal Air Force die dichtgedrängten Flüchtlingsströme bombardierte, die aus dem Osten nach Westen drängten. Erbarmungslos warfen sie Brandbomben auf diese verteidigungslosen Flüchtlinge. Was von ihnen noch übrigblieb von diesen alten Männern, von diesen Frauen und Kindern, das wurde von den englischen Fliegern mit Maschinengewehren und Kanonen angegriffen.

Die Royal Air Force griff diese Menschen an, weil es sich um Deutsche handelte. Man hatte den Leuten befohlen, die Deutschen zu haßen. "Right or wrong, serve my own try", nicht der Weltatz eines Engländers.

Aber, wie gesagt, trotz alledem habe ich viel Respekt und freundschaftliche Gefühle für den englischen Gentleman übrig.

Aber wie kann ein Land, dessen Männer solche Taten vollbracht haben, ein anderes wegen "Verbrechen gegen die Menschlichkeit" anklagen?

Man war damals nicht verbittert oder voller Haß, als mein Schiff im Atlantik hinaus weiterfuhr, ich dachte mir nur an meine Gedanken.

Es war vollkommen klar, daß der einzelne Tommy und sein Offizier keine Schuld an den furchterlichen Ereignissen von Dresden oder anderswo hatten. In der Hitze eines Gefechtes passiert so etwas nun einmal. Ganz abgesehen davon hätten diese Leute ja auch nur ihre Befehle aus.

Als ist natürlich bekannt, daß auch Deutsche besetzt englische Stützpunkte vernichtet. Ich bezweifle jedoch, daß jemals auf hilflose englische Frauen und Kinder geschloß wurde. All dinge auf den Kontinent, die seine Landeute auf dem amerikanischen Kontinent einige Male auch auf andere Stützpunkte geschossen. Ich schäme mich dieser Vorkommnisse. Wenn ich es mir richtig durch den Kopf gehen lasse, dann ist es in der Tat unverständlich, wie bewaffnete Soldaten - auf welcher Seite auch immer sie standen - es fertig brachten, ihre Kugeln gegen Frauen, Kinder und alte Menschen zu richten. Dies ist eine Unmenschlichkeit, die ich nicht begreife.

Glücklicherweise zog das Schiff seine Anker durch das Meer und konnte sich in einen neuen Hafen begeben.

Während der Reise verbrachte ich manche angenehme Stunde in Gesellschaft eines sehr reizenden kleineren Mädchens, das eine Tochter eines der Schiffsoffiziere hatte, einem jungen Mädchen von prächtigen Aussehen.

Es war mir sehr angenehm und sie mich all ihre geheime Freude mit mir zu teilen, was natürlich in dem Gefühl, meines Lebens wegen von all nichts Befürchten zu müssen.

Ich war damals 42 Jahre, bei bester Gesundheit und keineswegs in Eile. So wie die Situation meiner Flucht war, durfte ich kein Risiko eingehen und mir kein Verhältnis mit einem Mädchen erlauben. Ich hatte keine Befehle erhalten - außer, die mir die Männer gegeben hatten, die die "U-Boot-Boote" für amerikanische Boote und veraltete Panzerkreuzer aufgebaut hatten.

Als sie er einmal zu sagen, man benutzt sie noch immer. Ich weiß, daß ich recht habe, kann die Chancen für meine Entkommenheit haben.

Es ist mir klar, daß die letzte Nacht das Schiff kontingiert. Ich habe mich von Uruguay. Im leichten Wasser und die Wachen der Wachen des Schiffes "Admiral" sind.

Ich bin mir sehr wohl bewußt, daß das Schiff nicht nur in die Luft sprang und, wie ich dachte, sich selbst mit ihrem Schiff, als sie von einer amerikanischen Flotte in den ersten Tagen des Krieges versenkt waren.

und dann befanden wir uns im Le-Lata, und die Anker wurden  
geworfen. Wir waren in Argentinien. •

Aus den Schatten war nun wieder ein Mensch geworden, der  
vier Geister hinter sich gelassen hat: Bismarck hatte  
ihn in Österreich gelassen; Barth hat sich in Bayern  
verloren; Rickmann war im Rheinland geblieben; Hensinger  
blieb in Italien zurück.

Als fünfte Person, als Ricardo Klement, hielt ich meinen  
Einzug in die neue Welt.

Ich stand allein für mich am Bug des vor Anker liegenden  
Schiffes und blickte in die Dunkelheit. Ich wußte noch, wie  
ich damals dachte, diesen Augenblick könne man als die  
letzte Konferenz dieser fünf Persönlichkeiten bezeichnen.

"Hör mal", sagte Barth zu Rickmann - wie ich mir einbil-  
de - "nur diese Abschlepperei, dieses Rüten eigentlich  
notwendig?"

"Und was wurde eigentlich gewonnen?" sagte ein anderer.

"Und was erwartest du, Klement, eigentlich davon, daß  
du nach Argentinien gehst?"

Welche Frage! Ich war tatsächlich bereit, an diesem ent-  
scheidenden Punkt mit meiner Seele zu durchfor-  
schen.

Ich wurde dann, an dem Tag, wenn der Welt war vor allen  
Dingen der Nationalismus schuld. Irgendeiner redete, und  
die anderen gingen und erzeugten das Feuer, das Europa in  
Flammen setzte.

Der Diktator war nicht der allein Schuldige. Es gab  
auch eine Reihe anderer, die das Feuer heimlich und voller  
Hoffnung zündeten. Aus dem Rauch ergab sich der Tod. Der Tod  
hatte seine Räte und hatte billige und willige Helfer.  
Die kleine aber so sehr kleiner und kleiner, wurde geschlagen  
und unterdrückt...

Diese fünf Personen hatten an all dem Schrecken ihren An-  
teil, genau so wie die Ausen und die einen etwas geringe-  
ren Anteil die Engländer, die Amerikaner und  
andere.

Aber wie die anderen, so bin auch ich nur ein Befehlsempfän-  
ger gewesen, verpflichtet, das Befehlen zu gehorchen,



Freilich Überraschung zu empfangen über die Vollendung, mit der  
sie ihr neues Unternehmen organisiert hatten.

Die Probleme bedrängten mich zu belisten. Das eine: ich  
brauchte einwandfreie Personalakten. Das andere: ich  
brauchte einen Koffer mit Geld.

Denn ein Koffer ohne Geld ist nicht viel wert, deswegen  
brauchte ich Geld. Ich hatte nämlich nur ganze 485 Pesos  
in der Tasche, als ich in Buenos Aires ankam.

Ich habe viele Geschichten gehört, wonach ich, Adolf Rieck-  
mann, ein reicher Mann sei. Man behauptet, ich hätte wäh-  
rend des Krieges den Juden das Geld abgenommen und einen  
kleinen Reichtum versteckt.

Der Gott, das sind nichts als Lügen, Lügen, Lügen!  
Vierzehnhundertfünfundachtzig Pesos waren mein ganzer Besitz.  
Aber ich dachte mir sogar nur die Hälfte, denn ich hatte  
einen kleinen Verdienst - einen Angehörigen der gleichen  
Einsparung, der ich Geld mitbrachte - den ich auf den  
Einkauf der Waren, das Geld mit ihm zu teilen. Kameradschaft ist  
manchmal etwas wunderbares. Und wir stellten fest, daß  
noch mehr Menschen da waren, denen man helfen sollte.

Ich bin in die Kasse gekommen von Anfang an nicht schlecht.  
Ich habe es mir selbst nicht lassen sich zum Essen ein. Bald  
wurde ich mir gewohnt mehr als ein Fremder vor.

Das war es, was ich bei mir ein früherer Unterstaatssek-  
retär der Reichsbank hatte mit, "die Organisation"  
habe für mich eine Stelle befragt. Eine neue Firma, deren  
Leitung sich aus drei jüdischen und deutschen zusammensetzte,  
sollte in der Stadt arbeiten, am Ende der Avenue, im Norden  
der Stadt, ein Werkkraftwerk zur Stromversorgung aufbau-  
en, das ich sollte in der Geschäftsleitung vertreten eines  
der drei Mitarbeiter übernehmen.

Ich sollte allerdings noch acht Wochen, bevor es losging,  
in der Stadt bleiben. Ich sollte sehen, wie ich mich durchschlug.  
Ich sollte eine Wohnung finden, daß man eine Wohnung finden  
sollte. Ich sollte in der Stadt und trat die Stelle als "Leiter"  
an.

Ich sollte es zunächst aus, mit den Händen zu packen zu



müssen, zumal ich merkte, daß ich gar nicht ungeschickt war, obwohl ich eine solche Arbeit noch nie in meinem Leben geleistet hatte.

Der Chefingenieur dieser Firma war der frühere wissenschaftliche Ratgeber des SS-Generals Namier, der Chef der Kettentechnik gewesen war. Sooft er in die Fabrik kam, sprach er mich an und versuchte mich zum Bleiben zu überreden. Ich hatte jedoch alles vorbereitet und war darauf eingestellt, den wichtigeren Posten in Ruonan anzutreten.

Zwischen mir und meinen Freunden auch gelungen, mir vollständige und echte argentinische Personalspapiere zu beschaffen. Ich hielt mich immer als Carlos Clement, wie ich auf dem Monte Aguila inita den gleichen hatte. Meines Berufs war ich als Mechaniker an. Ohne zu Zögern bezeichnete ich mich als Katholik. In Wirklichkeit gehörte ich keinem Glauben an, doch war mir die Hilfe, die mir von den Katholiken Priestern zuteil geworden war, in tiefer Erinnerung geblieben, und so entschloß ich mich, die Katholische Kirche dadurch zu ehren, daß ich ihr Gemeindeglied wurde...

Im Herbst 1940 kam ich in Verfall, wieder in Freiheit zu sein, die Arbeit im Schatten des Augen- Massivs auf. Mir sagte die Person als Management-Experte zu. Mir machte es zwar nichts aus, mit den Händen zu arbeiten wie ich es gewohnt war, aber meine eigentlichen Fähigkeiten lagen eben doch auf dem Gebiet der Verwaltung und der Organisation.

Den mir meine Vorgesetzten eine Idee geben, der ausgenutzt werden sollte, um ihnen die sich darauf verlassen, daß ich ihm die zu nächsten Vorführung ausarbeite. Das

Ich habe der Arbeit keinen Vorzug; allerdings leben wir alle sehr alle.

Neuheit wurde eine glückliche Zeit. Ich hatte einen Gelegenheitsdienst, einen der ich mir vergnügen nachzugehen konnte. Und so brachte bei Wanderungen zu Pferd viele Stunden im Mittel.

Bei der Arbeit schenkte ich mir nichts und bemühte mich sehr,

nicht mit den Aufgaben meines neuen Arbeitsbereiches vertraut zu machen. Meine Arbeitgeber erwarteten meine Leistungen durch Fortschrittsaufbesserungen an.

Nebenbei erlernte ich die Spanisch Sprache und erwarb die Freundschaft vieler Argentinier. Meine Tage als gejagtes Wild schienen weit, weit zurück zu liegen.

Sechs Jahre waren seit dem Abschied von meiner Frau und den drei Söhnen vergangen, die ich in den Beretschützen in den österreichischen Alpen zurücklassen mußte. Ich hatte nicht vergessen, daß man sie sorgfältig nach irgendwelchen Zeichen meines Aufenthalts überwachen würde.

Aber mittlerweile konnte man es vielleicht riskieren, mit ihnen Verbindung aufzunehmen. Auf dem Wege eines intimen, der auch von "seiner Organisation" aufgebaut worden war, konnte ich mit meiner Frau Briefe wechseln.

1952 sorgten die führenden NS-Männer in Buenos Aires dafür, daß wir in diesen Stellen in Deutschland meiner Frau Geld für die Reise nach Südamerika ausgenündigt wurde.

Das Aufsehen verließ sie mit unseren drei Söhnen Österreich und fuhr über Wien über den Brenner nach Genoa. Im Juli 1952 kamen sie in Buenos Aires an.

Das Wiedersehen war unbeschreiblich.

Ich mußte ich mein unruhiges Leben weiterführen, ich mußte nicht der Vater meiner eigenen Söhne sein. Für Klaus, Horst und Dieter war ich "Onkel Ricardo".

Meine Frau nannte sich mit ihrem Mädchennamen "Liesel", meine Söhne erhielten ihren richtigen Nachnamen "Richtmann". Ich blieb verständlicherweise "Ricardo Klement".

Aber sie auch immer wir blieben, wir lebten dort in Anden. Und wir wieder glücklich zusammen. Ich lehrte die Jungen Spanisch und Italienisch, und einige Male fuhren wir zusammen in das mächtige Buenos Aires, wo ich auch die Bekanntschaft von einem großen Freunde, der für uns Deutsche immer sehr viel tat, machte.

Unser Glück fand seine Krönung durch die Geburt unseres vierten Sohnes. Wir bedeutete dies mehr als nur ein Grund zu berechtigtem Vaterstolz. Für mich war dies ein Symbol

der Einheit und des Lebens, das hier die Kräfte trieb, die mich zu vernichten strebten.

Selbst jetzt, wenn ich in der Stille daran denke, erfüllt mich die Liebe meines Sohnes mit triumphierender Genugtuung.

Trotz aller Freude mußte ich freilich vorsichtig bleiben. Ich durfte meinen Sohn offiziell als mein Kind angesehen, denn ich war ja offiziell mit seiner Frau gar nicht verheiratet. Ich mußte den Sprößling daher als "illegitim" anerkennen. Er wurde als "Ricardo Liebl" eingetragen, indes er den Geburtsnamen meiner Frau als Nachnamen erhielt. Ich schmerzte es, so handeln zu müssen. Man soll jedoch seine Gefühle nicht die gebotene Vorsicht vernachlässigen lassen.

Ich gratuliere meinen Entführern

als hier heute in Argentinien auf ich ausgeht  
sie haben ihre Aufgabe elegant gelöst

Ich bin selber daran schuld, daß mich die Juden fangen konnten. Ich habe mich in Argentinien, wo ich elf Jahre lang glücklich gelebt habe, so sicher gefühlt, daß ich zwei deutliche Warnungen unbeachtet ließ.

Ich gebe zu, daß ich auf die Katastrophe am 11. Mai 1960 nicht gefaßt war, als ich eine Pistole an meinem Rücken trug und eine jüdische Stimme sagte: "Herr Lehmann, nehmen Sie alle Vorkehrungen, sonst werden Sie auf der Stelle erschossen."

Ich erwiderte: Ich habe meine Freiheit. Aber wenn ich nicht auf die Warnungen geachtet wäre, diese Warnungen zu ignorieren, dann wäre ich heute sicher nicht in dieser Verantwortung zu sitzen.

Die verdächtige Angelegenheit war der Besuch einer Gruppe von Juden in einem kleinen Dorf San Fernando im Bundesstaat von Buenos Aires.

"Sie haben wie Amerikaner ausgesehen", sagte meine Schwiegermutter am Abend. "Sie erklärten, daß sie ein Grundstück kaufen wollten, um eine Nähmaschinen-Fabrik aufzubauen."

Sein im Allseidienst wachsam gewordenes Gefühl sagte mir sofort, daß an der Geschichte etwas nicht stimmte, so wie für Leute, die zu dumm, sich in dieser armen Gegend, die weder Wasser noch Elektrizität hatte, eine Fabrik aufzubauen. Ich war hellwach wie früher. Jahrelang hatte ich in Argentinien gelebt, ohne mich zu verbergen wie es hier eine einmalige SS- und Gestapo-Maße.

Jetzt hatte ich das Gefühl, in einer Falle zu sitzen und wieder rennen zu müssen. Wohin? - es gab viele Möglichkeiten.

Ich hatte in die Ferne im Norden gehen können, wo ich das von den Angehörigen viele Freunde hat, denen ich als Ingenieur bekannt war. Mir stand auch Chile oder die USA offen, hinüber nach Asien zu gehen.

Aber das wurde das Leben und Verstecken wieder von vorn angefangen sein. Und meine Familie wäre ich als der große Flüchtling gesehen, als der ich in den vergangenen Jahren in dieser Welt dargestellt worden war.

Ich beschloß, gar nichts zu tun und beruhigte meinen Argwohn als ich bemerkte, daß der merkwürdige Besuch in meinem Haus vielleicht mit einer Routine-Kontrolle der argentinischen Polizei zusammenhänge.

Am nächsten Morgen - ein solches Ereignis mein Mißtrauen: ein Mann, der ungefähr 200 Meter von meinem Haus entfernt, den ich nicht kannte, begann an mehreren Vormittagen, die Straße entlang zur Bus-Haltestelle ging, um zur Arbeit in der Nähmaschinen-Fabrik in Buenos Aires zu fahren. Jedes Mal stand der Wagen dort mit starr laufendem Motor. Das war sehr merkwürdig vor.

Später den Tag zur Haltestelle etwa zur Hälfte zurückgekommen, hörte ich plötzlich ein Geräusch, das so klang, als ob ein Motor anging. Ich ging zurück und sah, daß der Wagen dort stand. Es war ein Signal, ein Zeichen, ein Signal, ein Signal.

Es schien sich um einen Zwischenfall, der sich ein paar

früher vorher abgeplante. Als ich die Straße überquerte, hielt ein Auto neben mir, und der Fahrer fragte mich nach dem Weg nach Buenos Aires. Im Wagen saßen vier Männer und alle schauten mich aufmerksam an. Merkwürdig war, daß der Wagen Nummernschilder von Buenos Aires hatte und der Fahrer mich doch nach dem Wege fragte!

Aber wieder war ich jung genug, meinen Argwohn mit der Erkenntnis zu beschwichtigen, es handle sich wahrscheinlich nur um eine Polizeikontrolle, denn ein paar Monate vorher hatte man aus Israel an Interpol das Versprechen gestellt, mich auszuliefern, was abgelehnt worden war. Wahrscheinlich - so dachte ich mir - wollte die Polizei jetzt endlich in Zusammenhang mit dieser Interpol-Angelegenheit meine Identität feststellen. Schlimmstenfalls, so dachte ich, bestätigte die Möglichkeit, daß ich an Deutschland ausgeliefert würde, die eine eigentlich richtig gewesen wäre.

Ich rechnete also in diesem Fall mit einem Gewaltakt wiederholte mich am 19. So war sich abschiede.

Am nächsten Abend war alles wie immer, wenn ich mich auf dem Heimweg aus der Mercedes-Fabrik befand. Es war an einem kalten Winterabend (in diesem Teil der Erde gibt es in der einen Richtung), wir hatten Vollmond. Ich stieg aus der vollsten Autostelle aus dem Bus. Wie üblich grüßte ich den Zigarettenverkäufer, der in seinem Kiosk stand, ging über die Straße und schritt auf den schmalen Weg, der zu meinem Haus führte.

Ich bemerkte, daß ich einen großen Privatwagen etwa 10 Meter vor meinem Haus parken. Einige Männer schienen an dem Wagen zu arbeiten.

Wenig später, als ich noch nicht besonders argwöhnisch war, da ich mich neben ihnen befand, stürzten sich vier Männer auf mich.

Plötzlich, als sie mich von hinten angriffen, warfen sie mich auf den Boden. Bei dem Handgemenge

verlor ich meine Brille und mein Gebiß rutschte mir in die Kehle, so daß ich weder sehen noch um Hilfe rufen konnte.

O lieber Gott im Himmel, so nahat war ich bei meiner Familie, meinen prächtigen, starken Jüngens. Und konnte sie nicht herbeirufen, als mich die "Banditen" an Armen und Beinen griffen, in den Fugen zerrten und fesselten.

Als so eine Art Professional für dährartige Arbeiten mich abgeben, daß diese Männer ihre Arbeit fehlerfrei und mit großer Präzision ausführten. Ich wurde nicht mehr als unbedingt notwendig geschlagen. Es war eine elegante Arbeit.

Aber meine professionelle Bewunderung verflog, als sich der Jäger in Bewegung setzte und einer der Männer mich mit deutsch-jüdischem Akzent warnte, daß man mich erschossen würde, falls ich Widerstand leisten sollte.

Jetzt erst wurde mir mit leichtem Bescheiden klar, daß ich es nicht mit süßamerikanischen Banditen, sondern mit Juden zu tun hatte. Jetzt begriff ich, daß für mich das Ende bevorstand.

Ich konnte nicht sehen, weshalb man mich brauchte, denn man hatte mich in ein schwarzes Tuch über den Kopf geworfen. Nach einer kurzen Fahrt kamen der Jäger von der Straße auf einen Hof und legte mich ab. Ich wurde in ein Haus getragen.

Ich wurde in ein Zimmer mit einem gewaltigen Ausgelenk und in einen sehr kleinen neuen Schiffsantrieb gesteckt.

Der Mann, der mich zuvor wieder mit der Zunge berührt hatte, wurde untersucht, um festzustellen, ob in ihm eine Art von einer selbstmörderischen Kapsel steckte.

Ich wurde mit einem Albatrossen und legte meine gefesselten Hände auf ein Bett, an dessen Ende eine Lampe angebracht wurde. So mußte ich mehrere Stunden liegen bleiben.

Ich wurde meine Brillengläser abgenommen, die Augen wurden geschlossen.

Ich wurde zum Schlafen gebracht.

Am nächsten Morgen mir gereichte Frühstück war gut.

Während desessen, das Monat v rgesetzt wurde, solange ich in die -z -Haus blieb, war einwandfrei.

Ich konnte mir nicht erklären, warum ich hier solange festgehalten wurde. Es schien so, als ob der Alan meiner Entführer nicht nach Au sch verlaufe. Während dieser Zeit schienen sie angestlicher als ich zu sein.

Als ich darum bat, gaben sie mir sogar ein Flasche Rotwein. Diese wurde mir von dem großen, sehr muskulösen Mann gebracht, der mich bei dem Überfall niedergeschlagen hatte.

Von zwei -igen rasierte man mir das Haare ab und nahm mir die -streifen von den Augen. Dafür wurde mir ein - anstatt aufg paßt, das anstelle von - - gegeben hatte. In dem schwachen Lichtschimmer, der mich umstrang konnte ich nur merkwürdige Dreiecke erkennen.

Als ich so gefesselt lag, schien mir die Welt nur noch zu bestehen zu bestehen und ich hatte das Gefühl, als wenn ich mit diesen Dreiecken für immer allein sein würde.

Während der ganze Zeit saß eine -ache neben meinem Bett. Ich sah ihnen, daß trotzdem die Behandlung außerordentlich korrekt war. Als ich beschwerte, daß die Personen, mit denen ich an dem Bett gebunden war, an den Knöcheln stürzten, lockerte sie der roten sofort.

Als ich zu kam jemand in das -immer und obwohl ich durch die - - nichts sehen konnte, glaubte ich zu erkennen, daß es der war, der als erster nach meiner Gefangennahme mit mir gesprochen hatte.

Er wiederholte, daß ich sofort erschossen würde, falls ich irgendwelche Schwierigkeiten bereiten sollte. Er fragte mich eine ganze lange in Zusammenhang mit anderen Deutschen in -Amerika.

Ich fragte ihn: "Wo ist Dr. Mengele?"

Auf meine Frage antwortete ich: "Ich weiß nicht. Und wenn es es wissen sollte, würde ich es ihnen nicht sagen, denn es wäre verat an einen Kameraden aus dem letzten Reich."

Er wiederholte es sich angeblich um einen der -ten, dem man nachesagt, daß er Experimente an - - in den Konzentrationslagern durchgeführt hat, bevor sie die Kinder in die -kammern brachte.

... stimmt, und ich ihn in Argentinien ein- oder zweimal  
begegnet war, aber ich legte keinen Wert darauf, mich mit  
solchen Leuten zu begeben, da ich mir davon nichts versprach.  
Da ich genannt wollte ich an ihm keinen Verrat begangen,  
auch wenn es vielleicht unklar war, meinen Auftrag gegen  
über so ablehnend zu sein.

... fragten mich, nach dem sie sich fragten, war ein ge-  
wisser Herr Dessen. Es handelt sich um den Journalisten,  
der mich in meiner Wohnung oft mit dem Tonband besuchte, um  
die verschiedenen Seiten meines Lebens aufzuzeichnen.

... sagte mir, diese Berichte zu veröffentlichen, falls  
ich sterben oder in die Hände der Israelis fallen  
würde. Ich sah, hat er inzwischen etwas veröffentli-  
cht, was man für seine Memoiren hält.

... was in den Tag veröffentlicht worden ist, ist ein lauter  
... nur ein Herr Dessen kann glauben, ich hätte das ge-  
schrieben. In der Zeitung meiner Zelle schreibe ich der chasid-  
ischen ...

... fragten mich, was "OSKAD" bedeutet, mit  
dem ich ihnen einen Brief unterschrieben hatte, den sie  
in der ... gefunden hatten. Ich sagte ihnen, es handle  
sich um ... zwischen Dessen und mir. Ab-  
... ist es allerdings ein  
... der mit ... Leuten nach dem "Kriege  
... war.

... erlitt ich einen Herzanfall. Ich  
... obwohl ich sehr erschrocken aussah.  
... es sei das Beste, wenn ein  
... bereiten würde.

... gestorben, in dem  
... geschlagen zu  
... und hier in Jerusalem  
... der Öffentlichkeit  
... zu werden.

... im Laufe dieser mit Worten verbrachten Tage  
... einen Bericht zu stellen.

... antwortete ich, "wenn es sich um  
... handelt wie die Schweiz oder die ungarische  
republik."



Aber nein, mir wurde eröffnet, daß der Prozess in Israel stattfinden sollte. Man gab mir Zeit, um mich damit abzufinden.

Am darauf folgenden Tag nahm man mir die Fesseln ab, befreite mich von den Gummilines vor den Augen und setzte mich an einen Tisch, auf dem Papier und Federhalter lagen. Mir wurde etwas diktiert und dann zwang man mich, das Geschriebene zu unterschreiben.

Kurz darauf wurde ich in ein anderes Zimmer gebracht und auf einen Tisch gelegt. Man legte einem Arm eine Schiene an und gab mir eine Injektion. Ich verlor mein Bewusstsein.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem schnell fahrenden Auto. Man hatte nichts vor den Augen und sah, daß die Nadel von der Injektion noch im Arm steckte. Als der Fahrer neben mir sah, daß ich mich umblickte, drückte er auf die Lenkstange und verlor wiederum das Bewusstsein.

Dann kam ich nach einem Zimmer, das wir auf einem Platz waren. Man führte mich die Treppe zu einem kleinen Raum, rechts und links flankiert und auch hinten umgeben von seinen Begleitern.

Man wollte mich zu dem Gang, nach Hilfe zu schreiben, überreden zu wollen. Herrgott! Das war meine letzte Chance. Aber kein Laut kam aus meiner Kehle. Es war, als sei ich stumm geworden.

Das Flugzeug kam ich wieder ganz zu mir und fühlte keinerlei Schmerzen. Ich saß im Flugzeug, links von mir ein Wärter. Einen Augenblick lang sah ich eine Person in einer offiziersmäßigen Uniform hereinkommen - vielleicht handelte es sich um den Pilot. Er bemerkte, daß ich ihn sah, und rümpfte schätzte man mir wieder die Gummilines auf. Ich sah das Flugzeug steuern, bekam ich eine faule schwarze Vision. Man wollte trinken, konnte aber nichts sehen. Dann kam eine Stewardess und gab mir einen Kaffee. Ich verlor mich später während des Fluges.

Am Tag in den mittleren Osten verbrachten wir ein Mal. Man sagte mir, daß dies in Dakar, in Westafrika war. Aber ich ließ mich nicht sehen.

In Israel kamen wir an einem wundervollen Frühlingstag an.

zunächst wurde ich auf eine Landespolizei-Station gebracht. Dort wurde ich eingekleidet und erhielt etwas zu essen.

Dann wurden mir auch meine Augenbinden abgenommen und ich konnte zum ersten Mal sehen, daß ich während des Fluges die Uniform eines Offizier der Luftfahrtgesellschaft getragen hatte.

Dann wurde ich photographiert. Man nahm mir die Fingerringe ab und dann führte man mich einem Richter vor, wo man mich beschuldigte, ein Kriegsverbrecher zu sein. Und schließlich wurde ich unter starker Bewachung durch Polizei-Autos ins Gefängnis transportiert, in dem ich mich jetzt befinde. Die Juden schickten sich an, ihre Hände an dem SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann zu gebunden.

Wie die deutsche Besatzung zum Tode verurteilt wurde

Ich kann die Schrecken der Konzentrationslager nicht vergessen. Die Dinge, welche ich dort sah, lasteten so sehr auf mir und machten mich krank, daß ich manchmal eine halbe Stunde in meinem Lager still sitzen mußte, bevor ich in der Lage war, meinem Fahrer den Befehl zur Abfahrt geben zu können.

Ein solches Erlebnis hatte ich in Auschwitz. Ich werde es aus meiner Erinnerung nicht lost. Eine Grube von Juden war in einer Grube getötet worden und über ihnen sollte das Gelände in der Nacht mit den Maschinenpistolen besetzt werden. Ich sah ein etwa zweijähriges Kind, das eine Mutter in die Luft emporhielt. Unwillkürlich rief ich: "Nicht! Schießt! Lebt mir das Kind!" Aber im nächsten Augenblick ratterten schon die Pistolen, und bevor ich wußte, was geschah, war mein Fahrer dabei, mir Teile des Kinderkopfes, das auf meinen Ledermantel

gespritzt war, abzuwischen. Ich hatte zu dicht neben dem  
Kind gestanden, das ich instinktiv zu retten versucht hatte.

Das alles hat es nur zwei Sekunden gedauert. Vielleicht auch  
mehr, ich weiß es nicht mehr. Aber ich weiß, daß sich die  
Erinnerung an dieses Ereignis seitdem unzählige Male ge-  
quält hat.

Es ist selbstverständlich, daß ich für das Messer und Blut-  
bad, das nicht e- tritten werden kann, nicht verantwortlich  
bin.

Ich habe niemals einen Juden getötet oder die Ermordung ei-  
n- lassen angeordnet. Mit dem, was sich in den Konzentra-  
tionslagern abspielte, hatte ich nichts zu tun.

Ich habe mich beständig bemüht, den Transport der  
Juden in die Lager zu organisieren. einzig und allein das  
war mein Auftrag und ich habe, ich darf feststellen, das  
auch ohne Auftrag gut ausgeführt habe.

Mein Werkzeug bestand aus Bleistift und Papier, an meinen  
Fingern trug ich keine Waffe.

Wiederholt erhielt ich wiederholte den Befehl, die Lager  
zu besuchen und zu kontrollieren, ob meine Ware regelmäßig  
eintrifft. Die Dinge, die ich dort sehen mußte, nennen wir  
heute noch die Schrecken meiner eigenen bescheidenen Ver-  
ständlichkeit.

Ich habe mich nicht über das Grauen von Auschwitz  
beunruhigt. Aber wie hatte ich es verhindern können?  
Ich hätte mich nicht weigern sollen, meine Befehle auszufüh-  
ren.

Ich habe mich nicht über das Grauen von Auschwitz  
beunruhigt. Aber wie hatte ich es verhindern können?  
Ich hätte mich nicht weigern sollen, meine Befehle auszufüh-  
ren.

Ich habe mich nicht über das Grauen von Auschwitz  
beunruhigt. Aber wie hatte ich es verhindern können?  
Ich hätte mich nicht weigern sollen, meine Befehle auszufüh-  
ren.

Ich habe mich nicht über das Grauen von Auschwitz  
beunruhigt. Aber wie hatte ich es verhindern können?  
Ich hätte mich nicht weigern sollen, meine Befehle auszufüh-  
ren.

Verbrachte. Zu jener Zeit hingen wilde, schmerzliche Ideen in der Luft, und wir waren alle jung, voller Feuer und voller Begeisterungsfähigkeit.

Eines Abends fand eine Kundgebung der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei statt. Der Leiter der Veranstaltung war ein mitreißender junger Mensch, Ernst Kaltenbrunner, den ich als Jungen gekannt hatte.

Nach der Kundgebung kam er plötzlich auf mich zu, um mich zu sprechen und sagte: "Du kommst zu uns!"

Ich hatte keinen Grund, nein zu sagen.

So wurde ich, Adolf Eichmann, ein Nazi. Ich hatte den ersten Schritt des Weges getan, der mich schließlich in dieses jüdische Gefängnis führen sollte.

Ich kam sehr schnell in die SS, Elitekorps der Anhänger Hitlers. Ich bin stolz darauf. Jetzt weiß ich natürlich, wie viele schlechte Taten im Namen Hitlers und der SS vollbracht wurden. Aber in jenen Tagen des Beginns galt alles als Teil eines sinnvollen Kreuzzuges.

Aus diesen Erfahrungen heraus möchte ich der Jugend von heute folgenden ernstgemeinten Rat geben:

Haltet euch davon, einem Ideal zu folgen... es kann zu schnell umgeboogen und mißbraucht werden. Bevor ihr euch recht beliebt, seid ihr schon in des Teufels Küche und habt keine Chance mehr herauszukommen.

Ich muß das schließlich wissen. Denn ich befand mich in des Teufels Küche und hatte keine Gelegenheit zum Entweichen.

Meine SS-Vorgesetzten übertrugen mir eine Abteilung, die sich mit der Auswanderung der Juden zu befassen hatte.

Ich darf ausdrücklich betonen: Auswanderung, - nichts anderes.

Mein Auftrag war, alles für Juden zu ordnen, die Deutschland verlassen mußten. Diesen Auftrag habe ich ausgeführt. In dieser meiner Dienststellung habe ich auch an der berühmtesten Wannsee-Konferenz teilgenommen, die am 20. Januar 1942 in Berlin stattfand.

Das war die Konferenz der NS-Führer, die nun zusammengeholt hatte, um die "Endlösung der Judenfrage" zu beschließen.

tieren, und bei der die Entscheidung getroffen wurde, die  
jüdische Frage ein für alle mal in Europa auszulösen:

Man hat mich beschuldigt, diese abscheuliche Konferenz  
zustand zu haben. Das ist völlig absurd.

Mein Auftrag bestand darin, die Verhandlungen korrekt zu  
protokollieren. Dies hatte mein Chef, Generalmajor Miller,  
angeordnet. Die meiste Zeit war ich damit beschäftigt, die  
Sitzliste zum Stenographieren zu spitzen.

Es war eine beachtenswerte Konferenz, denn an ihr nahmen  
die führenden Persönlichkeiten des Reiches teil, der Chef  
der Gestapo, Reinhard Heydrich hatte den Vorsitz.

Als sich diese wichtigen Herren am hochglanz polierten Kon-  
ferenztisch niederließen, benutzte ich die Gelegenheit,  
mich für einen Augenblick zu verziehen und draußen schnell  
einen Cognac - und anschließend einen Zokka, wegen des  
Kältes - zu trinken. Ich nahm noch schnell ein Sandwich  
und brachte noch ein belegtes Brötchen der Stenographin  
mit. Man wußte ja nicht, wie lange die Besprechung dauern  
würde. Ich hatte das Brötchen in ein Blatt Stenographie-  
papier gewickelt.

Bei den Begrüßungsworten Heydrichs musterte ich die An-  
wesenden zögernd.

Reichler, der Außenminister, saß sehr aufrecht da, drückte  
seinen Hintern in den Sessel und drehte in seiner aus-  
gestreckten Hand andauernd einen Bleistift.

Ein anderer Vorgesetzter, Generalmajor Müller, saß da wie  
ein gut erzogener Beamter. Er hatte seine Hände auf den  
Knieen gefaltet und bot ein Bild der Bescheidenheit.

Ein anderer hatte es sich in Sessel bequem gemacht, das  
Kinn auf ein Handgelenk gestützt, die Beine übereinandergeschla-  
gen. Ich bemerkte konzentriert den Redner ein Bei-  
spiel für die konzentrierte Aufmerksamkeit des Außenministers.

Man hatte nie zuvor so viele prominente Persönlichkeiten,  
jedenfalls nicht mit völliger Ausnahmefreiheit, bei einer  
Versammlung versammelt gesehen. Jede bedeutende Auto-  
rität des Reiches war zugegen. Niemand war vergessen worden.  
Alle Personen genannt, als Heydrich die Pläne des Führers  
über die Behandlung des jüdischen Problems darlegte.

Seine einzige Stimme des Widerstands wurde laut. Bei jeder Laune, die er machte, nickten sie heftig mit dem Kopf. Obwohl es ganz klar war, daß die Endlösung nichts anderes bedeutete als - Vernichtung.

Ich war über die völlige Einstimmigkeit unter diesen hochstehenden Persönlichkeiten außerordentlich überrascht. Auf keiner Arbeitsebene war ich an kleinliche Widerstände, an Verfügungen von Entscheidungen, an Bürokratie, an Vorschriften und Gewohnheiten gewöhnt. Aber hier gab es keinen Aufschub, kein Handeln, keine Opposition, keine Meinungsverschiedenheit. Die Entscheidungen, auf Grund derer Millionen Menschen geschickt wurden, fielen nun hier mit einer erstaunlichen Schnelle und Einstimmigkeit.

Die jeder in dieser Sitzung Konferenz war von der Größe des Tunes beeindruckt.

Schließlich erhoben sich die Herren und gaben ihre einstimmigen Meinungen ab.

Der Herr General Hoffmann, vom SS-Kommando, sagte: "Es ist eine Sterilisierung dieser Leute." Und Dr. Stuckart vom Innenministerium: "Sterilisierung? Ja wohl, aber mit Gewalt."

Verdrängung, Verdrängung, Vernichtung... die Worte gingen durch den Saal. Als ob man eine ganze Masse von Verantwortlichen.

Der Herr, der den Generalgouverneur von Polen vertrat, ergriff das Wort. Er begrüßte, wenn die Endlösung der Judenfrage - er meinte damit die Liquidierung der Juden - im Gange beginnt würde. Da die Juden dort schon in großer Zahl lebten, so würde die Frage bei ihm an erster Stelle stehen.

Der Herr, der den Generalgouverneur von Polen vertrat, ergriff das Wort. Er begrüßte, wenn die Endlösung der Judenfrage - er meinte damit die Liquidierung der Juden - im Gange beginnt würde. Da die Juden dort schon in großer Zahl lebten, so würde die Frage bei ihm an erster Stelle stehen.

Der Herr, der den Generalgouverneur von Polen vertrat, ergriff das Wort. Er begrüßte, wenn die Endlösung der Judenfrage - er meinte damit die Liquidierung der Juden - im Gange beginnt würde. Da die Juden dort schon in großer Zahl lebten, so würde die Frage bei ihm an erster Stelle stehen.

[7.16+]

[illegible]